Dieses Heft ist dem Mitbegründer und Herausgeber unserer Zeitschrift

D. theol. Dr. phil. Ernst Müller

zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 1. Januar 1970 gewidmet.

Freunde aus seiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit und

Mitarbeiter aus dem Kreis der „Schwäbischen Heimat“ haben sich

zusammengefunden, um dem Jubilar ihre Verehrung und

Dankbarkeit darzubringen.

Geist - Kunst - Landschaft

Zum 70. Geburtstag von D. Dr. Ernst Müller

Von Manfred Mezger

Glückwunsch und freundschaftliches Gedenken entspringen aus den großen Gegenständen, die das Leben und Werk des Jubilars erfüllt haben. Wir glauben, ihn zu erfreuen und ihm recht zu danken, wenn wir nicht seine Person, sondern die Sache ins Licht rücken, die ihn bewegt und geformt hat. Sie ist mit den Leitworten der Überschrift nur auswahlweise beschrieben. Der Kreis seiner Forschungen und Erfahrungen ist größer. Dennoch mag mit diesem Dreigestirn von Geist, Kunst und Landschaft etwas für Ernst Müller Wesentliches bezeichnet sein. Adolf von Harnack empfahl seinen Doktoranden: „Be-

schäftigen Sie sich immer nur mit großen Gegenständen.“ Das erlaubt keine Geringschätzung des Details; es gibt aber eine beachtliche Regel für unsere Vorbilder. Die höchsten sind gerade gut genug. Wenn hier die Töne des Dreiklangs nacheinander angeschlagen werden, so geschieht's, weil man nicht alles zugleich sagen kann. Im Leben Ernst Müllers und in der Thematik seines Denkens ist es ein Zusammenklang.

Der Anfang war – wie könnte es bei einem Tübinger Stiftler anders sein? – Theologie und Philosophie, wobei es, nicht zum Leidwesen des jungen Feuer-

kopfes, langsam die letztere über die erstere gewann. Karl Groos bewog ihn zur Dissertation über „Platon im Urteil Nietzsches“; eine kritische Untersuchung über den idealistischen Denker im Spiegel des vitalistischen Widerparts. Die Theologie blieb aber – neben der Vielzahl philosophischer, historischer und naturwissenschaftlicher Beiträge – der Grundbaß in der Vielstimmigkeit anderer Themen. War nicht die Landschaft von Anfang an das aufgeschlagene und zugleich geheimnisvolle Buch, in dem er unter väterlicher Anleitung (Eugen Müller war Oberkartograph) lesen lernte? Typisch für den Schwaben: Der Drang zum Universalen, das immerhin fast dreijährige Studium der Chemie, Botanik und Geologie an der Technischen Hochschule in Stuttgart (geologische Schichtuntersuchungen im Raume von Stuttgart geben davon Zeugnis) – und daneben die Reihe geisteswissenschaftlich erstrangiger Namen, die den Studienweg Ernst Müllers in Tübingen und Heidelberg markieren: Karl Heim, Friedrich Traub, Paul Volz, Karl Müller, Erich Adickes, Heinrich Rickert, Friedrich Gundolf, Hermann Schneider, Johannes Haller, Paul Kluckhohn, W. Harder. Man müßte einen Assistenten mit Sonderauftrag ansetzen, um die zahllosen Arbeiten, Berichte, Aufsätze, kritischen Würdigungen und selbständigen Essays bibliographisch einigermaßen vollständig zu erfassen. Das wären aber noch „die Kleinen von den Seinen“, wenn daneben die großen Monographien und historischen Darstellungen erwähnt werden: Die Stiftsköpfe. Die schwäbischen Profile. Hölderlin, Schiller, Uhland; einige davon in der Reihe „Das Meisterwerk“ erschienen. Die Hauptgestalten der schwäbischen Geistes- und Theologiegeschichte, auch der abseitig-verträumten Poeten, versammelte Müllers Sprache und Stil zu einem Pantheon des Ungewöhnlichen: Frischlin, Kepler, Bengel, Oetinger, Hahn, Hegel, Schelling, Waiblinger, Mörike, die beiden Blumhardt, D. F. Strauß, F. Chr. Baur, Weizsäcker, Holl, Häring, Heim. Die „Kleine württembergische Geschichte“ – sie enthält mehr, als der Name sagt – gibt hiezu den politischen Hintergrund und Zusammenhang, ähnlich, wie „Lehre, Forschung und Erziehung an der Hohen Carlschule“ den nötigen Einblick in die Umwelt des jungen Schiller vermitteln.

Aus der theologischen Arbeit, die in den „Stiftsköpfen“ wie in mehreren großthematisierten Aufsätzen ihren Niederschlag gefunden hat, seien zwei Schwerpunkte genannt: Pietismus und Gegenwarts-Theologie. Um Ernst Müllers historisch-kritische Würdigung des Pietismus richtig zu verstehen, sei zuerst

daran erinnert (er hat wiederholt darauf hingewiesen), daß der Pietismus der Gegenwart – wie leider festzustellen ist – das Gegenteil jener großen kirchlichen Erneuerungsbewegung geworden ist, die mit August Hermann Francke und Philipp Jacob Spener einst die Kirche aus starrem Buchstabenglauben und autoritärem Amtsdanken zu befreien unternahm. Heute ist der Pietismus, zumal in der Entstellung eines engherzig-fanatisierten Inspirationsdogmatismus, genau das, was er vor Generationen als Unkirche und toten Lehrsatzdünkel bekämpfte. Die bedeutendsten süddeutschen Vertreter einer positiven, aus Liebe zur wahren Kirche Jesu stammenden Kritik, Bengel und der (kaum als Pietist zu bezeichnende) Oetinger, waren Anwälte eines geistlichen, nicht eines buchstabenhaften, Schriftverständnisses; einer demütig-liebenden, nicht einer stolz-separatistischen Gemeinschaft; einer reformatorisch geprägten, aus Gnade gerechtfertigten, nicht einer selbstgerechten, weltverdammenden Lebensform des Glaubens. Müller hat in seiner hervorragenden Porträtskizze von Johann Albrecht Bengel das universale, geniale, heilsgeschichtliche (nicht „heilstatsächliche“!) theologische Werk als ein behutsam exegetisches, durch Sprachkenntnis und Konkordanzwissen fundiertes Auslegungsverfahren erwiesen. Vor der Klammer ist, groß geschrieben, das Verbum Dei Generalvorzeichen; in der Klammer stehen Schriftglaube und Herzensvertrauen paritätisch beisammen; hinter der Klammer – keine theologia gloriae, sondern die Vergebung der Sünden. Das Ganze ist in eine göttliche Ökonomie der Zeiten eingefügt, die Auferstehung atmet und Hoffnung verkündigt, aber nicht eigensinnige Konstruktionen eines Fahrplans (der nie stimmt) zumutet. Bengel hat seinen „Ordo temporum“ einen Versuch genannt, die Epochen der Selbstoffenbarung Gottes, in möglichst genauer Beachtung biblischer Anhaltspunkte, „nachzudenken“. Er hat dem Leser nichts davon verbindlich gemacht; und wenn er erlebt hätte, daß seine respektable Schau der „Bundesbeschlüsse“ Gottes, mit der erhofften (nicht behaupteten!) Wiederkehr Christi im Jahre 1836 ein Irrtum war, so hätte er an sich selbst Kritik geübt und nicht heimlich die Uhr um fünf Minuten zurückgestellt. Reife Stille des Charakters, maßvolle Erzieherweisheit und ein „dauerhaftes Gefühl von der Wichtigkeit der unsichtbaren und ewigen Dinge“ (um hier eine eigene Formulierung zu benutzen) weisen ihn als einen der größten Schwaben aus. Der Vergleich mit der lutherischen Kraft und der Reich-Gottes-Sehnsucht Johann Sebastian Bachs war von Ernst Müller natürlich nicht musikalisch,

sondern theologisch gemeint. Er trifft einen richtigen und wichtigen Charakterzug Bengels und ist dem Autor zu Unrecht getadelt worden. Auch Bengel, dessen Geist und Frömmigkeit heute als Selbstempfehlung schwäbischer Solidität ausgebaut werden, durfte zu Lebzeiten beleidigende Zurücksetzung ernten, weil er seiner kirchlichen Behörde für eine Tübinger Professur zu liberal erschien. Den überschwenglichen Auswüchsen Herrnhutischer Jesu- mystik entgegnete er nüchtern: „Man muß nicht allezeit an Jesu Tisch sitzen und Gnadenblicke verspeisen wollen.“ Müller hat den Forscher, Pädagogen und Seelsorger (der als Prediger nicht ebenso bedeutend war) aus der Einheit des wachen Gelehrtenverständes und des spekulativ-meditativen Herzens verstanden und darin zwei Grundelemente schwäbischer Mentalität getroffen.

Die Auseinandersetzung Ernst Müllers mit der modernen Theologie galt vor allem ihren beiden Haupt- richtungen: Karl Barth und Rudolf Bultmann. Er hat die dialektische Denkweise dieser beiden, in je verschiedenem Zugang zum Paradox der Offenbarung, respektiert und ihr Verbindendes mehr betont als ihr Gegensätzliches. Dies mit Recht, denn beide sind dem Erbe der Reformation verpflichtet und treiben eine Theologie des Kreuzes. Mit dem leider allzufrüh verstorbenen, hochbegabten jungen Stiftsrepetenten Wilhelm Link disputierte er über Entmythologisierung und existenziale Interpretation, um ein für allemal zu verstehen, daß Bultmann, in kritischem Anschluß an die konsequente Eschatologie Albert Schweitzers, Jesu Botschaft streng eschatologisch auf- faßte. Die hereinbrechende Gottesherrschaft ist aus dem Zeitverständnis und dem Weltbild, in das sie eingefügt ist, zu befreien, um hiedurch gerade erst recht ihren Entscheidungscharakter zu gewinnen. Das durch Jesu Verkündigung geschenkte neue Selbstver- ständnis ist das Geschenk des Glaubens, kein psy- chologisches Selbstbewußtsein; die Grundsachver- halte menschlicher Existenz, die sogenannten Existentialien Heideggers, sind lediglich formale Kategorien, aber nicht Verkündigungsinhalte christlicher Predigt. Die Gefahr der liberalen Tradition (Baur und Strauß), aus dem Evangelium zeitlose Idee zu machen, ist gebannt durch eine streng geschichtliche Auffassung der Offenbarung, als Anrede und Auf- ruf an den Menschen, personal und verantwortlich zu existieren, also gegenüber dem Evangelium keinen Zuschauerstandpunkt einzunehmen, vielmehr zu hören und zu gehorchen. Verstehender Glaube ist eigentliche Bestimmung des Menschen.

Was kennzeichnet in allen Entwürfen, Würdigungen

und Porträts die Art der Beschreibung? Eben das, was von den schöpferischen Geistern selbst zu lernen war: Seinsfrage und Wertfrage säuberlich zu unter- scheiden, d. h. stets zuerst nach dem zu fragen, was ist, alsdann nach dem, was es bedeutet. Das heißt aber: ursprüngliches Verstehen einzuüben durch Be- obachtung von Text und Aussage, das Meisterwerk auf die ihm angemessene Weise zu befragen – eine Intensität des Sich-hinein-Denkens bis zur Verwand- lung in den Gegenstand. Wir nennen es: Wahrneh- mung des Historischen in geschichtlichem Verstehen und aktueller Interpretation. Respekt vor dem Text, aber selbständiges Erfassen seines Sinnes. Wem es so auf die Wahrheit der Vorgänge und Zusammenhänge ankommt, auf Originalität und Individualität, der hat unter Bornierten und Uniformierten keinen leichten Stand. Der Konflikt mit dem totalitären Schwachsinn des Dritten Reiches konnte nicht ausbleiben; Ernst Müller verlor, beim Verbot der unabhängigen Presse, 1933 seine Stellung und arbeitete, unter großer wirt- schaftlicher Bedrängnis, als freier Schriftsteller bis zum Jahre 1945. Der engstirnige Eigensinn hat aber nicht bloß politische, er hat gelegentlich auch religiöse Erscheinungsformen. Das Lokalpatriotische gewisser schwäbischer Hausdichter, das Betulich-Undistan- zierte und Selbstgerechte der musterfrommen Zions- wächter war und ist unserem Jubilar ein Greuel. Dieser Stickluft sind einige der besten Söhne Würt- tembergs auf Nimmerwiedersehen davongelaufen. Genuin schwäbisch ist solche Atmosphäre nicht. Etwas Vulkanisches verbirgt sich vielmehr darin und ein uralt-demokratisches Element der Aufbäumung gegen Despoten-tyrannie.

Hier wäre ein eigenes Kapitel liberal-politischer und sozial-kritischer Einstellung zu schreiben, aus der einige hundert Leitartikel und Kommentare Ernst Müllers hervorgegangen sind; nicht immer zur Freude schwäbischer Gemütlichkeit. Widerspruch und Gegenwort haben ihn darin nur befestigt. Er war allemal noch freier und kühner als seine Antipoden; wohl auch weiträumiger im Denken, durch eine aus- gesprochen künstlerische Ader und Begabung. Wer mochte der Feuilletonist sein, der flüssig und elegant, gelegentlich sarkastisch und brillant, Theater-, Schau- spiel- und Konzertberichte verfaßte, das Deskriptive mit dem Normativen überzeugend verband und für die Galerie musikalischer Genien, von Schütz über Bach und die Wiener Klassiker bis zu den Roman- tikern, ja von Wagner, Bruckner, Strauß bis zu Hin- demith und Schönberg, die Maßstäbe werkgerechter Wiedergabe zu setzen verstand? Heute ist es keine Indiskretion mehr, Herrn Karl Haldenwang unsere

Bewunderung auszusprechen für sein Talent, Musik ins Wort zu fassen. Viele Kunstberichte (von den Referaten über Museen und Ausstellungen gilt das nicht weniger) sind, wegen ihrer stofflichen Information und stilgeschichtlichen Gesamtschau, über den Tag hinaus aktuell geblieben. Das gilt besonders für den Bereich der mittelalterlichen Architektur.

Als Mitarbeiter von Adolf Mettler machte Ernst Müller Untersuchungen über die Regel des hl. Benedikt, in ihrer Bedeutung für die liturgische Ordnung in den Cluny- und Hirsauer Bauten. Er verfaßte eine Monographie (mit Ikonographie) über die Hirsau-Niederlassung Neckartailfingen. Er inventarisierte die frühesten Steinkirchen der Merowingisch-Karolingischen Zeit im Südwestraum (alles erschienen in „Schwäbische Heimat“) und erforschte den Zusammenhang der großen Klostergrüter des Mittelalters mit dem Kirchengut der evangelischen Kirche in Württemberg. Die Würdigung beispielhafter Vergangenheit und ihrer epochalen baulichen Zeugnisse war jedoch nicht Selbstzweck, als fiele das Schaffen der Gegenwart etwa gänzlich ab, beim Vergleich mit früherer Zeit. Das Zeitgenössische kam daneben durchaus zu seinem Recht, und mancher Leser fragte sich, wie der intime Kenner der Romanik zugleich einem Picasso, Otto Dix, Willy Baumeister und Kandinsky gerecht werden könne? Ernst Müller hat sich in Fragen der Kunst stets bereitwillig engagiert und auf die jeweilige Thematik von Werk und Autor konzentriert; er hat sich aber nicht zwingen lassen, auf eine Richtung, eine Periode zu schwören. Wer zwischen den Zeilen zu lesen vermochte, konnte merken, daß eine diskrete Verteilung der ästhetischen Gewichte schon auch mitvollzogen wurde. Aber die Sache selbst hatte, aus dem Bewußtsein aller Urteilsbedingtheit, Vorrang vor der persönlichen Bewertung. Wer selbst vom Handwerk Ahnung hat – und wir bestritten ja im „Schwäbischen Tagblatt“ ein Jahrzehnt lang gemeinsam den Musikbericht –, der mußte je und dann lächeln über die Tadelfrage: „Wie kann man über Wagner und Verdi sprechen, gar noch in positivem Sinn, wenn man zu Bach ein Verhältnis der inneren Bindung hat?“ Und ob man das kann! Man muß es eben können. Jedes Zeitalter, auch silberne Klassik und was noch darunter ist, wurde von ihm in seinem Eigenrecht anerkannt; freilich nicht solche Jahre, sei's unter jenem Kaiser oder jenem Wieheißterdochgleich, die eben schlechterdings nichts aufzuweisen hatten.

Landschaft und Kunst, abseits steriler Blut-Boden-Mystik, aus ihrer Einheit zu verstehen, dazu bedarf

es der einfachen und deshalb so schwierigen Wahrnehmungsfähigkeit; sie ist die entscheidende Voraussetzung nachschaffenden künstlerischen Vermögens, das Heinrich Wölfflin als selten bezeichnete: „Es ist durchaus nicht natürlich, daß jeder sieht, was da ist.“ Ein guter und sonnenheller Tag bescherte uns, vor Jahren, das Vergnügen gemeinsamer Fahrt, quer durch Schönbuch, Alb, Verwerfungsgebiet am Schwarzwaldrand, Baar und Bodensee-Ufer. Da war es ein sonderliches Vergnügen, zur Erläuterung vielfältiger Landschaft aus dem Mund des exakten Kenners, ein geologisch-theologisches Reisekolleg zu hören, wie's Stadelmann oder Eckermann anno dazumal aus Goethes Bemerkungen und Notizen zur Postfahrt vernahmen. „Dort ging der junge Dichter in die Dorfschule; hier machte der einstmals berühmte und streitbare Theologe seine Spaziergänge; und in jenem Haus amtierte das technisch-astronomische Naturgenie, einsam und ohne von sich reden zu machen.“ Ich dachte an zwei andere, allerdings weit überragende Wanderfreunde: Justinus Kerner und Ludwig Uhland, wie sie im Jahre 1805 (Ernst Müller hat es im Vorwort zu seiner Uhland-Ausgabe liebenswürdig nacherzählt) „durch herbstlich gefärbten Wald auf einem Höhenzug in der Nähe der Stadt Tübingen“ gemächlich marschieren und aus Kerners Entzücken der Ausruf laut wird: „Gesegnetes Württemberg!“

Im Januar 1961 hat ihm die Evangelisch-theologische Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz „auf Grund seiner Verdienste um die Förderung der Theologie in Erforschung, Darstellung und Interpretation von Problemen, Persönlichkeiten und Epochen der Kirchen- und Geistesgeschichte“ den Doctor theologiae honoris causa verliehen. Es ist dem derzeitigen Prorektor der Alma Mater Moguntina eine Ehre und Freude, sich dieses Tages zu erinnern und dem schaffensfrohen „munteren Greis“ noch viele Jahre geistiger und körperlicher Frische zu wünschen; dankbar für das, was er so vielen Menschen gab; ein wenig neugierig auf das, was er noch schreiben wird. In meine Hölderlin-Ausgabe („Studien zur Geschichte seines Geistes“) schrieb er die Widmungsworte, die mir zum freundlich-strengen Antrieb geworden sind:

Musae et rationi in Spiritu captis dedices opus tuum futurum: Der Muse und der prüfenden Vernunft, im Geiste vereinigt, mögest Du Dein künftiges Werk übereignen. Geist und Kunst sind die ersten Gratulanten zum Ehrentag Ernst Müllers in der Landschaft seiner schwäbischen Heimat.